

Frühlingspredigt

Autor(en): **Schmid-Marti, F.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **14 (1924)**

Heft 15

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-636079>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

dem Körper alle Möglichkeiten zu freier Entfaltung gibt, von der Präzision einer modernen Maschine und dem feierlichen Schreiten eines alten Chors, bis zum Zehenspitzen-tanz des Balletts und den akrobatischen Kunststücken eines routinierten Tänzers.

Wie erfolgreich Mary Wigman in ihren Ideen gewesen ist, zeigt sie am besten in ihrem vieraktigen Tanzdrama. Ihr Leitmotiv ist, mit den alten Formen zu brechen und etwas Neues zu bringen. Jede Bewegung ist prägnant im Ausdruck, jedes Glied ist in Bewegung, um den Gedanken auszudrücken, besser als Worte es können. In jeder Handbewegung, in dem wilden Tanz der Gruppe, in allem und allem sehen wir die Uebungen und die Disziplin des Körpers, welche uns, wie es scheint, zu der Kunst der alten Griechen zurückführt.

Während der letzten zwei Jahre war Mary Wigman bemüht, die Vorstellung, die sie von der Art des Tanzes hat, verständlich zu machen und jetzt hat sie ein Publikum, das jede ihrer Bewegungen und die sorgfältige Art ihrer Uebungen u. verfolgt. Tanz, wie Musik, muß in allen Variationen verstanden werden.

Mary Wigman verfolgt drei Ziele. Sie versucht, den Gruppentanz zu schaffen und ein gemeinsames Werk zwischen ihren Tänzern und die Individualität eines jeden einzelnen zu entwickeln. Diese beiden Ziele hat sie verwirklicht.

Das dritte Ziel ist, ein Theater für die neue Art ihres Tanzes zu schaffen, in dem sie diesen Tanz zur größten Vollkommenheit bringen will. Sie sucht nicht nur den Tanz der Gegenwart zu verkörpern, sondern auch denjenigen der Zukunft.

* * *

Mary Wigman gab kürzlich, am 22. März, im „Berner Stadttheater“ mit ihrer Tanzgruppe von 20 Personen ein mit Begeisterung aufgenommenes Gastspiel. Hofentlich war das nicht die letzte Gelegenheit für Bern, die hohe Kunst dieser Tänzerin und ihrer Mitarbeiterinnen genießen zu können.

Frühlingspredigt.

Endlich ist etwas von Frühling und Wärme zu spüren. Eine Flut von Licht und Helle strömt über Mittag in unsere Wohnstube. Der Tag lacht in Munterkeit und Frische ins Haus. Vom goldenen Sonnenwagen zuden leuchtende Speere. Legen sich kühn durch die Fensterscheiben bis in den hintersten Winkel unseres Stübchens. Aber restlos sich der jungen Lenzwärme freuen, kann das eine Hausfrau? — Was in winterlichem Grau und Duster in Reinlichkeit bestand, hält es sich noch im überklaren, blendenden Sonnengefunkel? — Just, als ich mich des Frühlings endlich freuen wollte, so ganz und groß, sahen meine Augen in den Lichtwogen Millionen und Millionen sich wiegende, wogende Stäublein. Schon waren sie da. Tanzten fröhlich den Lenzreigen. Wälzten sich daher, aufgeschauelt von den rasenden Befehlen der neumodischen Zeit. Noch mehr war zu schauen: Gelbe Vorhängli, die ehemals weiß gewesen. Von den winterlichen Brissagoklimstengeln in wunderbares écru getaucht. Drüben in der Ecke ein Spinnwebnest. Wer weiß, vielleicht einer fleißigen Spinnenmamma ganze Winterarbeit, Troussseau, samt Wiege für Töchterlein und Sohn.... Ja ja, — „Die Sonne bringt es an den Tag“. Das Ungeklüm und die Glorie des Sonnenfeuers. Dreißt bohrt es sich in die Winkel und wühlt in dunklen, verschwiegenen Ecken, die im Winterdunkel so heimelig waren, ach so heimelig. Und jetzt! — Seufzend hole ich den Besen. Und stürze die Spinne in Verdruß und nacktes Elend. Noch mehr. Der Tag ist so verlockend, so wahrhaftige, lautere Gnade zwischen Morgen und Abend, gesegnet, durchtränkt von Licht, Licht. — „Wie wär's?“ — — — Sage ich mir. Etwas

von der alten, raschen Entschlußfähigkeit regt sich in mir. Ja. — Ich tu's. Gleich. Und ob's mir ein Greuel ist. —

Rasch mache ich den kleinen Gang ins Dorf. Ich spüre den Frühling. Er sitzt mir schmeichelnd im Nacken. Er hat einen linden, sauberen Atem. Meine Nase wittert ihn. Trinkt ihn gierig. Meine Füße sind leicht. Das Herz weit... Ich spüre ganze Wellen alter, froher Unternehmungsluft. —

Schon bin ich am Ziel. Ein altes, haufälliges Häuslein. Eine böse, schadhafte Bseki. Eine schwarzverraucherte Türe. Ein holperiger Hausgangboden. Aber auch hier, — vor aller Armseligkeit liegt der Frühling auf der Lauer. — Kost mit dem Kätlein auf dem sauberen Fenstergesims. Trocknet heimlich den Wintertümpel vor der Schwelle. Schmeichelt weich und lind mit dem zarten rosa Schlüsseli auf dem Fensterbänklein. Ich klopfe. Die hallenden Schläge zerreißen die Stille. „Nume ich“, redet jemand durch das Dämmerduster des Hausgangs. Ich trete ein, tue ein paar ungewisse Schritte. Die Ueberhelle draußen verschlägt mir den klaren Blick. Ich nehme die Richtung nach der Küchen-türe und taste nach der Klinke. Da wird von innen geöffnet. Aus dem wogenden, heißenden Rauchmeer hebt sich die Silhouette einer Gestalt. Sie bewegt sich hin und her. Aber ich kann nicht erkennen, wer es ist. „Grüßech Mutter Annelisi, dir sit's doch“, rede ich ins Ungewisse. „Ja, ja, Frau S., es isch mi. — Aber chömmet ine. Jä gället, i han nit so ne gschlädets Chucheli wie dir.“ — — Tapfer schreite ich über die Schwelle. Mutter Annelise, unsere gute, alte Wäscherin braucht es nicht zu sehen, wie widerlich mir der heißende, zäh hochende Rauch ist... Wenn ihre alten Augen so etwas ein Leben lang ausgehalten, warum sollten die meinen, — und meine Nase obendrein, — es nicht ein paar Sekunden... „Was tusigs isch jeke das, das dir sälber einisch zu us chömet, da sött me au es Chrüz a Dieli mache“, staunt Annelisi. Da bringe ich mein Anliegen vor. „E wüßterer Annelisi, will es jeke so schön isch, und dir de nachhär, wenn der Apflanzet und d'Wäsche losgange, all Händ voll z'tue heit, han i dänkt, i wet morn Stube wäsche, wenn dir chönntet cho?“ — „Worum nid“, sagt die Frau darauf, und schüttet aus der Pfanne die aufwallende Milch in den roten, irdenen Hafen. Eine Flamme züngelt auf vom offenen Herdfeuer. Mit dem Handrücken fährt die Frau über die tränenden Augen. „Wohl, wohl, morn chani scho no cho. Der Verdienst hei mer nötig. Der Frikli cha morn zum Fleisch luege. Er het grad kei Schul, und Chries han i hüt verbrönn. Drumm rauchnets so unerchamt bin is.“ Komische Rede, denke ich im Stillen, und schaue blöd zu Mutter Annelisi hinüber. „Jä luegit da use, mir hei halt geng no viel i der Räuchi.“ Da wandern meine Augen durch Qualm und Rauch tränend und staunend empor... Da wird mir des Rätsels Lösung. Ich bin starr. — Ueber mir, dicht und weit und saftig, gelblich, goldig, dunkel und braun baumeln Speckseiten, Schinken, Laffli, Rippli und Würste, — Würste, — lange, dide, gerade, krumme, einzel und zusammengebunden. Reihe um Reihe, eine lange, lange Weite. Kein Stecken ist leer. Kein Haken unbehängt. Ich bin sprachlos. Eine solche „läumähige“ räuchernde Schweineherrlichkeit habe ich in meinem Leben noch nie gesehen. — Ich gaffe und vergesse zu reden. Spüre den Rauch nicht mehr. Nur staunen muß ich. Im stillen überschlage ich's, welsch' kleineres Vermögen da in dem alten, haufälligen Häuslein, unter dem elenden Dach der Mutter Annelise baumelt. „Jä gället, was das für ne Gschicht isch“, sagt in den Rauch und in die Stille Mutter Studer. Sie hatte sich jedenfalls geweidet an meiner Verblüffung. — Und ich: „Aber wie ums Himmels willen kommt Ihr darüber, Annelisi?“ — „Jä, da weiß nume i Bscheid, und vo de Burscht la ni keis uche. Und der Hans, — sie seufzte schwer, — dä erst rächt nid. — Dir wüßets ja, vo wäge de Anfall.“ — Ich wußte es. Annelisi Studer hatte neun Kinder und

einen kranken Mann, der wenig mehr verdienen konnte. — „Se nu, so gschauet jek“, fährt die Frau munter fort, „da, die ersti Stange voll ghört alles am Notar. Das isch jek de gli gnue. — Und de chumt d'Väremehg. Da die drißig grobe Hamme no derzu, und als, was bis zu Binggelis übere geit. — Und de chumt Hole Frieses und de Chäller Emils, und de, — z'mitt's drinne, — das magere Stäckli voll isch Bartli Gödels, — die chline Hamml, — sie hei du keiner Härddöpfel meh gha für s'Söbli.“ — Mutter Annelisi hat ein Schimmerchen Mitleid in der Stimme. Ich höre es. — Und hat doch kein Stecklein unter den groben, derben Stangen, woran ihr ein mageres Bröcklein unter den fetten Moden baumelte...

Noch zählt sie die Glücklichen auf, denen die ferneren Stangen mit der schwebenden Last gehören. Mich treibt der Rauch hinaus. Ich halte es nicht länger aus. Mutter Annelisi merkt's. Sie folgt mir. Ein ganz klein wenig bedauerliche Geringschätzung liegt ihr im Gesicht. „Martheli, richt d'Schnitz a, und stell d'Härddöpfel uf e Tisch“, befiehlt sie dem Kinde, und begleitet mich vor die Türe. „Gället, das möchtet dir nit lang erlide i däm Rauch und Gestank inne... Aber wüßet er, der Hans cha wenig meh verdiene..., und d'Ching..., eis isch guet, — und 's andere luegt für sich..., und de z'Hüßli..., der Zins..., ach, es isch mängs ds Jahr us... Das Räude git au es paar Baze im Winter, wenn das Wäsche und Puke nit e so geit...“ Wir standen einen Augenblick in der Sonne. Sie zündete hell in das furchige Antlitz der Frau, in ihre tränenden, rotgeränderten Augen... Ein Schicksal wucherte in diesem Gesicht. Eine Tapferkeit, hoheitsvoll und schlicht rebete darin eine Sprache...

„So bhüet ech Gott, und dir chöit am Morge uf mi zelle... I hante jek dä Namittag wo d'Stade wilers, teil näher zum Für, und die wo gli gnue hei, derwo. Am Abe verbrönne ni de no einisch Chries... I mueß mi derzu ha..., wo wäge..., es hustägelet storch...“

Ich sagte Adieu und ging. Ich schritt davon und schämte mich. Schämte mich rechtschaffen durch den frohmütigen Tag, weil ich mißmutig gewesen war ob einem Stäublein Schmutz und einem Spinnennest, ob der gelben Brissagovorhängli und der kommenden Stubenwäsche. Weil ich nicht dankbar war für den holden Tag, und — mein Geschid.

F. Schmid-Marti.

Der Tod in der Chemie.*)

Die Fähigkeit, sich zu erinnern, ist eine köstliche Gabe des intelligenten Menschen. Diese Fähigkeit ermöglicht es, vergangene Ereignisse im Geiste wieder zu vergegenwärtigen. Viel wesentlicher aber als das bewußte Erinnern, das nur der Mensch und, vielleicht, in geringem Maße die höheren Tiere besitzen, ist die Fähigkeit, das vergangene und erfahrene Erlebnis sich so zu eigen zu machen, daß beim Eintreten des gleichen oder eines ähnlichen Erlebnisses die Lehre der Vergangenheit benützt wird. Diese Fähigkeit aber ist auch den niederen Wesen eigen. Sie ist nichts anderes als die bekannte Anpassung und Gewöhnung. Das Blut, unfähig, größere Mengen fremden Serums aufzunehmen, nimmt willig kleine, stets wachsende Mengen auf, es wird gleichsam gestärkt durch die Erinnerung, gefestigt durch die vergangene Erfahrung. So ändert sich auch das Leblose durch jede Erfahrung, die es macht, durch jeden Eindruck, den es erleidet, es erinnert sich gewissermaßen der früheren Erfahrung und verhält sich bei der Wiederkehr anders, als vorher.

So „merkt“ sich der Stahldraht jede Drehung, die er erfahren. Die photographische Platte merkt sich ihre Be-

gegnung mit dem Sonnenlichte. Wenn man Eisen schmiedet, nimmt es mehr und mehr einen neuen, eigenartigen Charakter an durch die zahlreichen, dauernd sich einprägenden „Erfahrungen“, die ihm das Geschmiedetwerden beibringt. Eine plötzliche Erfahrung geht ebenso dauernd in das Besitztum des Leblosen über, wie in das des Lebenden. Die Metallplatte, die einen Moment, leidend, durch die Münzpresse gegangen ist, ist dauernd zur Münze geprägt, ebenso wie der Mensch, dem ein plötzliches Unglück widerfährt, sofort daran gewöhnt, damit vertraut und dadurch dauernd beeinflusst ist. Wenn wir von zwei erwärmten Stahlstücken, das eine allmählich, das andere plötzlich abkühlen, so bleibt jenes geschmeidig, während dieses spröde wird und spröde bleibt, ein Beispiel, wie verschieden derselbe Stoff durch verschiedene Einwirkungen oder Erfahrungen verändert wird.

Dieser „Erinnerung“, im weitesten Sinne des Wortes, ist es zuzuschreiben, daß nichts stille steht, daß alles fließt und sich stetig verändert, weil es schon durch die Umgebung fortwährend beeinflusst wird. Der Stahlbalken einer Brücke ändert sich von Tag zu Tag infolge der fortwährenden Erschütterung, es ändert sich die Beschaffenheit der kleinen Kristalle, aus denen er besteht; so wird er schließlich greisenhaft und bricht, er leidet gleichsam an Arterienverkalkung.

Aber der Tod? Ist der nicht das Vorrecht der Lebewesen? Hat das Leblose eine ähnliche Erscheinung aufzuweisen? Jawohl, in gewissem Sinne. In dem Sinne nämlich, daß ein neuer Zustand anbricht, in dem die Erinnerung an den früheren Zustand erloschen ist. Der Tod erinnert sich nicht des Lebens, das Leben nicht des Todes. In diesem Sinne können wir auch in der leblosen Welt von „Leben und Tod“ sprechen.

Als willkürliches Beispiel nehmen wir ein Kupfergefäß. Jede Abnutzung durch Gebrauch, jede durch Gewalt herbeigeführte Gestaltveränderung behält es dauernd bei, erinnert sich gleichsam ihrer, benützt die gemachte Erfahrung und wird durch Leiden mürbe, wie der Mensch. Wenn wir in seine Oberfläche hineinritzten oder feilen, so behält es die „Marke“ bei und läßt sich dann leicht an derselben Stelle tiefer ritzen.

Wenn wir nun dieses Kupfergefäß einschmelzen und als Kupferblock erstarren lassen, so weiß dieser Kupferblock, um im Bilde zu bleiben, nichts von den Leiden und Freuden, die er als Kulturtopf erlitten und genossen, weiß nichts von den Beulen, Hieben und Hammerschlägen. Er ist ein neues Wesen, bereit, neue Erfahrungen aufzunehmen, bereit, von neuem Weh und Glück zu empfangen, er ist wiedergeboren, wieder- auferstanden. Um aber wiederzuerstehen, mußte er durch die Letzter wandern, durch den erinnerungsräubenden Strom, durch den Tod — durch den flüssigen Zustand.

Von diesem Standpunkt aus ist der Tod nichts anderes als der Uebergang aus einem Aggregatzustand in einen andern, indem dabei die „Erinnerung“ an den ersten Aggregatzustand ganz erlischt. Um aber „Erinnerung“ zu ermöglichen, ist Form nötig, wie sie das Feste hat, das Flüssige und Gasförmige jedoch nicht. Das Wasser, das ich aus dem Krüge in das Trinkglas und dann wieder zurück in den Topf gieße, bleibt davon unbeeindruckt, „erinnert“ sich (dieser Wandlung) nicht, ebensowenig das Gas, das, gleich der Flüssigkeit, formlos ist. Nur das Feste hat also, recht verstanden, Erinnerung, die Flüssigkeit und das Gas aber sind erinnerungslos.

So können wir den Zustand der Flüssigkeit und des Gases als niedrige Aggregatzustände bezeichnen, in Gegensatz zu dem höheren festen Zustand und können das Leben selbst als einen eigenartigen, hohen, besonders reizbaren, besonders erinnerungsfähigen, besonders sorgfältig geformten Aggregatzustand, als den vierten Aggregatzustand einer Reihe ansprechen, deren erster das Gas, deren zweiter das Flüssige, deren dritter das Feste ist.

*) Aus dem Kosmos-Bändchen „Die Romantik der Chemie“ von Dr. Oskar Nagel. Franck'sche Verlag, Stuttgart.